

## Beitrag erschienen in:

Matthias Asche | Thomas Brechenmacher (Hg.)

## Hier geblieben?

Brandenburg als Einwanderungsland vom Mittelalter bis heute

2022 – 262 S.

ISBN 978-3-86956-506-4

DOI <https://doi.org/10.25932/publishup-49936>

Universitätsverlag Potsdam

Empfohlene Zitation:

Olaf Glöckner: Vom Bolschoi nach Sanssouci: Jüdische Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR nach Brandenburg, In: Matthias Asche, Thomas Brechenmacher (Hg.): Hier geblieben? Brandenburg als Einwanderungsland vom Mittelalter bis heute, Potsdam, Universitätsverlag Potsdam, 2022, S. 239–250.

DOI <https://doi.org/10.25932/publishup-54688>

Soweit nicht anders gekennzeichnet ist dieses Werk unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung 4.0. Dies gilt nicht für zitierte Inhalte anderer Autoren:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>





# Vom Bolschoi nach Sanssouci

Jüdische Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR nach Brandenburg

**Olaf Glöckner**

Noch mitten hinein in den deutsch-deutschen Wiedervereinigungsprozess und die gravierenden Transformationsprozesse in den neuen Bundesländern entwickelte sich ein Zuwanderungsphänomen, mit dem fast niemand gerechnet hatte. In Ostdeutschland bereiteten sich die dort stationierten sowjetischen Truppen auf ihre Rückkommandierung in die Heimat vor. Exakt von dort machten sich nun Juden auf den Weg, um in Deutschland und Europa einen Neubeginn zu versuchen. Die seit 1990 nach Deutschland einreisenden jüdischen Frauen, Männer und Kinder fielen in der nach Millionen zählenden russischsprachigen Bevölkerung kaum auf. Einige von ihnen aber schon, so auch Wladimir Kaminer aus Moskau, damals Mitte zwanzig und schon bald berühmter DJ der »*Russendisko*« in Berlin-Mitte, die auch zum Titel seines ersten Kurzgeschichtenbandes wurde. Kaminer schreibt in Deutsch, und die Gesamtauflage seiner Bücher und Hörbücher lag schon vor Jahren bei über drei Millionen.<sup>1</sup>

Deutschland war Ende der 1980er und am Beginn der 1990er Jahre stark mit sich selbst beschäftigt, während sich weiter ostwärts noch dramatische gesellschaftliche Veränderungen abspielten. Kurz nach dem Fall der Berliner Mauer und des Europa zertrennenden ›Eisernen Vorhanges‹ löste sich nicht nur der Ostblock auf, sondern auch das sowjet-kommunistische Imperium, die seit 1922 bestehende UdSSR. Dem weinten die wenigsten nach, aber die Begleiterscheinungen des Zerfalls riefen tiefe Unsicherheiten hervor. Dabei bildete die Krise der Wirtschaft noch das geringste Übel. Schon in der späten Sowjetunion wurde die Versorgungslage katastrophal, mafiöse Strukturen erwachsen quasi aus dem Nichts. Die Ukraine litt unter dem Reaktorunglück von Tschernobyl (1986), und auf den Straßen wurde der Antisemitismus im-

mer stärker – propagiert und gefördert unter anderem von der nationalistischen »Pamjat«-Bewegung. Dies alles verstärkte den Willen vieler (ex-)sowjetischer Juden, ihrem Heimatland den Rücken zu kehren – je früher, umso besser.

Die letzte Volkszählung in der Sowjetunion von Ende der 1980er hatte noch rund zwei Millionen Juden registriert. Nun, am Ende der kommunistischen Diktatur und bei Öffnung der Grenzen, hielt es nur noch die wenigsten im Land. Erwartungsgemäß ging die ganz überwiegende Mehrheit der Emigranten nach Israel – dort waren es bald eine Million Neuzuwanderer aus der einstigen UdSSR und ihren Nachfolgestaaten. Auch die USA, an sich das ›klassische‹ Emigrationsziel und Aufnahmeland für osteuropäische Juden seit dem 19. Jahrhundert, nahm über 300 000 post-sowjetische Juden auf.<sup>2</sup> Dann aber passierte – in Ansätzen schon ab Frühjahr und Sommer 1990 – die eigentliche Überraschung. Denn nun strebten zunächst Hunderte, dann Tausende, und schließlich Zehntausende Juden auch nach Deutschland – ins ›Land der Dichter, Denker und Henker‹.

Seitens der deutschen Medien und durchaus auch der Politik wurde die einsetzende Zuwanderungswelle mit Erstaunen, aber auch mit viel Sympathie aufgenommen. Eine spezielle Zuwanderungs-Regelung für Juden aus der UdSSR – die sogenannte »Kontingentflüchtlingsregelung« von 1991 – bot ihnen bis 2004 zwar nicht die gleichen Rahmenbedingungen wie für die deutschen *Spätaussiedler*, sicherte ihnen aber einen dauerhaften Aufenthaltsstatus in der Bundesrepublik.

Positiv auf die Immigranten reagierten auch Teile der Kirchen und der Zentralrat der Juden in Deutschland. Hier erkannte man natürlich die Chance einer demographischen Stabilisierung in den jüdischen Gemeinden. Das bekannte Diktum des letzten deutschen Oberrabbiners von Ende 1945, Leo Baeck, die Geschichte der Juden in Deutschland sei ein für alle Mal zu Ende, könnte sich am Ende doch noch als Irrtum erweisen.

Tatsächlich entwickelte sich bis in die Anfangsjahre des neuen Millenniums hinein eine kontinuierliche Zuwanderung pro Jahr, in Zahlen zwar nur ein Zehntel von dem der deutschen *Spätaussiedler* – aber doch genügend Menschen, um Hoffnung entstehen zu lassen für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, die nach 1945 nur noch ein ›Schattendasein‹ geführt hatte und in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurde. Ende der 1980er Jahre, am Vorabend des Berliner Mauerfalls, waren in der alten Bundesrepublik nur noch knapp 30 000 jüdische Gemeinde-Mitglieder registriert, in der DDR waren es sogar weniger als 500. Die acht jüdischen Gemeinden in der DDR – in Schwerin, Ostberlin, Halle, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Karl-Marx-Stadt

und Erfurt ansässig – standen allesamt kurz vor dem demographischen Kollaps. Und nun also das kleine Wunder: Über 200 000 ehemals sowjetische Juden einschließlich nichtjüdischer Verwandter sind seither nach Deutschland gekommen, und bilden nun das demographische Rückgrat in fast allen jüdischen Gemeinden.<sup>3</sup>

Was macht die Besonderheit dieser Immigranten, gerade auch im Vergleich zu anderen Migrantengruppen im heutigen Deutschland aus? Rund 70 Prozent der Erwachsenen verfügen entweder über einen Universitäts- oder Fachhochschulabschluss. Neben hohen beruflichen Qualifikationen besitzen viele auch ein ausgeprägtes künstlerisch-kulturelles Interesse, das sich insbesondere auf Literatur, Theater, Musik und Philosophie richtet. Viele russischsprachige Juden schreiben aber auch selbst Gedichte, komponieren und spielen Musik, stehen als Laienschauspieler auf der Bühne oder veröffentlichen philosophische Aufsätze. Das starke Engagement im künstlerischen Bereich scheint unter anderem damit erklärbar, dass eine große Mehrheit der Immigranten aus Großstädten oder mittelgroßen Städten mit breiter Kunstszene gekommen sind – nicht nur aus einstigen Hauptstädten der UdSSR, sondern auch aus Metropolen wie St. Petersburg und Odessa.

Zu den weiteren typischen Merkmalen der Gruppe gehört auch ein relativ hohes Durchschnittsalter, deutlich höher als der deutsche Durchschnitt. Hinzu kommt eine sehr niedrige Geburtenrate – man könnte sogar behaupten: Die russischsprachigen Juden sind in dieser Hinsicht ›westlicher als der Westen‹. Bei den Hochqualifizierten dominierten vor allem Ingenieure, Ökonomen, Techniker, Wissenschaftler, Angehörige medizinischer Berufe, aber auch Lehrer – hingegen weniger Geistes- und Sozialwissenschaftler.

Bei einer unbedarften Herangehensweise hätte sicherlich erwartet werden können, dass ihre hohen Qualifikationen den russischsprachigen Juden die Integration am deutschen Arbeitsmarkt erleichtern. Zunächst aber ist eher das Gegenteil eingetreten: Eine vergleichsweise hohe Arbeitslosigkeit aus den 1990er Jahren, die bei 35 bis 40 % lag, hat sich zumindest bis 2005/06 kontinuierlich gehalten.<sup>4</sup> Trotzdem ist der Prozentsatz an russischen Juden, die Deutschland wieder verlassen haben, vergleichsweise gering geblieben – wie auch in Israel und den USA.

Noch gibt es keine umfassenden empirischen Daten für ganz Deutschland, doch soweit bisherige Angaben vorliegen, liegt der Anteil der Kinder aus den jüdischen Zuwandererfamilien, die ein Gymnasium und anschließend eine Hochschule oder Universität besuchen, wiederum bei mindestens 70 Prozent. So kann davon ausgegangen werden, dass die zweite Generation in wenigen Jahren – als Ärzte, Anwälte, Infor-

matiker, Techniker, Unternehmer, Naturwissenschaftler, Publizisten – zur deutschen Mittelschicht aufschließen wird.

Als die russischsprachige jüdische Zuwanderung nach Deutschland zu Anfang der 90er Jahre einsetzte, befanden sich die hiesigen jüdischen Gemeinden, wie erwähnt, in einem kritischen demographischen Zustand. Doch besonders der ›Boom‹ der Immigration in den 1990er Jahren hat die demographische Situation der Gemeinden nun wieder erheblich verbessert. Und ganz wichtig in diesem Zusammenhang: Es sind ebenfalls viele junge Familien mit Kindern gekommen, so dass es wieder Hoffnung auf eine Kontinuität jüdischen Gemeindelebens in diesem Land gibt. Heute existieren in der Bundesrepublik Deutschland wieder mehr als 100 lokale jüdische Gemeinden mit knapp 100 000 registrierten Mitgliedern.<sup>5</sup>

Spätestens am Beginn des neuen Millenniums wurde deutlich, dass sich wieder eine spezifische religiöse Vielfalt unter Deutschlands Juden entwickelt – eine Entwicklung, die sich durchaus auch strukturell und in neuen Organisationsformen niedergeschlagen hat. Die überwiegende Zahl der Juden – und damit auch der russischsprachigen Juden – versammelt sich nach wie vor in Gemeinden unter dem Dach des Zentralrates der Juden. Immerhin existieren heute aber auch um die 20 liberale Gemeinden, die der *Union Progressiver Juden in Deutschland (UPJ)* angeschlossen sind. Die mit Abstand erfolgreichste *Unions*-Gemeinde gründete sich 1995 in der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover und zählt heute mehr als 600 Mitglieder.

Es hat sich seit den 90er Jahren gleichwohl noch mehr in der ›jüdischen Landschaft‹ in Deutschland verändert, auch am anderen Ende des Spektrums, bei der jüdischen Orthodoxie. Die beiden markentesten Bewegungen, die im Laufe der 1990er Jahre ›von außen‹, vor allem aus Israel beziehungsweise den USA hinzugekommen sind, waren die *Ronald S. Lauder Foundation* und *Chabad Lubawitsch*. *Chabad Lubawitsch* arbeitet mittlerweile mit einem Dutzend regionaler Zweigstellen quer durch die Bundesrepublik, die etablierten Bildungs- und Sozialprojekte werden vorrangig durch private Spender finanziert. In Berlin ist es *Chabad Lubawitsch* gelungen, attraktive Programme für nahezu jede Altersgruppe zu entwickeln, sich zentral zu verorten und auch mit der nichtjüdischen Umgebung viele kooperative Kontakte herzustellen.

Vorrangig private finanzielle Förderung trägt auch die Arbeit der *Ronald S. Lauder Foundation* in Deutschland. Ähnlich wie *Chabad* setzt *Lauder* die Schwerpunkte seiner Arbeit mit Juden und jüdischen Gemeinden in einzelnen Großstädten, wie beispielsweise Berlin, Hamburg, Köln, Frankfurt am Main und Würzburg. Im Umfeld des *Lauder* Zentrums in der Brunnenstraße in Berlin-Mitte hat sich zudem ein vitales

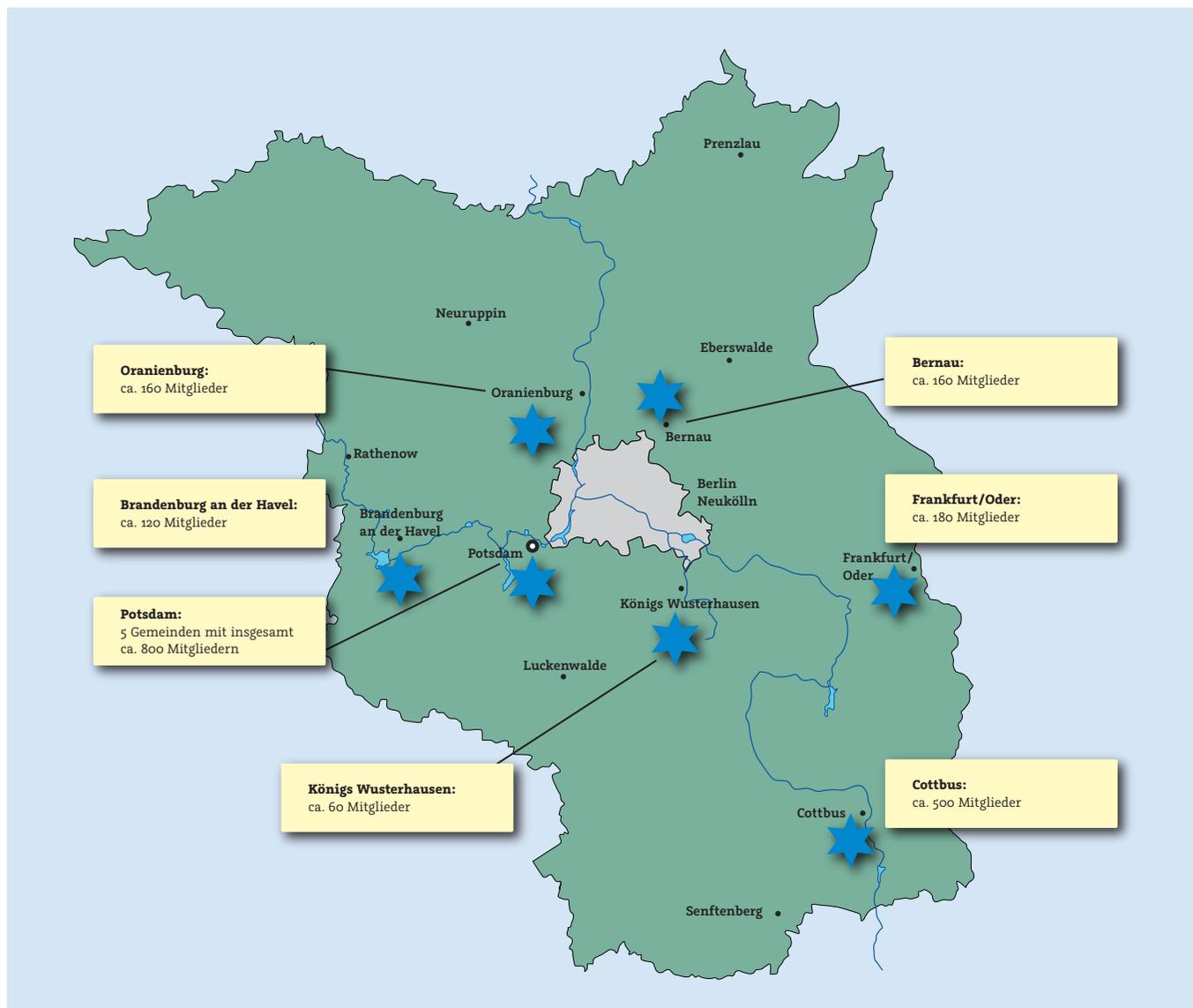
Netzwerk junger, religiös observanter Familien entwickelt (*Lauder Yeshurun*), die fast alle auch in den Stadtbezirken Mitte oder Prenzlauer Berg wohnen.

Unabhängig von den jüdischen Religionsgemeinden haben sich während der letzten 20 bis 25 Jahre auch jüdische Vereine und Projekte formiert, die sich als säkular verstehen oder ihren Fokus ganz vorrangig auf jüdische Kunst, Kultur und intellektuelles Leben richten. In größerer Zahl sind dabei auch Kulturvereine und Kulturzentren entstanden, in denen häufig (noch) die russische Sprache dominiert. Bis vor kurzem gab es auch in Potsdam ein unabhängiges jüdisches kulturelles Zentrum, das von den russischsprachigen Zuwanderern getragen wurde: das *KIBUZ – Kultur-, Informations- und Bildungszentrum*, auf welches an anderer Stelle noch ausführlicher eingegangen wird.

Natürlich lässt sich der heutige jüdische Pluralismus nicht mit der Vielfalt der jüdischen Welt in Deutschland vor 1933 vergleichen. Aber dennoch ist schon jetzt eine bemerkenswerte neue Qualität entstanden. Und es ist die junge Generation der heute in Deutschland lebenden Juden, in der eine Aufbruch-Stimmung erlebt werden kann, teilweise auch ein völlig neues, für die deutsche Nachkriegsgeschichte absolut untypisches Selbstbewusstsein. So kommt beispielsweise eine große Zahl der Studierenden in den heutigen Rabbinerschulen in Deutschland – dem liberalen *Abraham Geiger Kolleg* an der Universität Potsdam wie auch dem traditionell ausgerichteten Hildesheimer Rabbinerseminar zu Berlin – aus Familien, die erst nach 1989/90 aus der Sowjetunion hierher emigriert sind.

Auch in Brandenburg, im Oktober 1990 als Bundesland durch die Zusammenlegung der einstigen DDR-Bezirke Cottbus, Frankfurt (Oder) und Potsdam neu entstanden, hat sich neues jüdisches Leben formieren können. Durch die Zuwanderung von Juden aus der UdSSR entstanden auch hier erstmals wieder lokale jüdische Gemeinden. Heute existieren im Land Brandenburg jüdische Gemeinden in Potsdam<sup>6</sup>, Frankfurt an der Oder, Cottbus, in der Stadt Brandenburg, in Bernau, Oranienburg und in Königs-Wusterhausen. Alle Gemeinden zusammen verfügen über rund 1 500 Mitglieder<sup>7</sup>, was für ostdeutsche Verhältnisse durchaus respektabel, im Bundesdurchschnitt aber vergleichsweise wenig ist.

Fast 7 500 Juden sind seit den frühen 1990er Jahren in Brandenburg angesiedelt worden – so gesehen, findet sich heute nur ein kleinerer Teil von ihnen in den Gemeinden.<sup>8</sup> Hierfür gibt es unterschiedliche Gründe: Zum einen sind in diesen Zahlen der Zuwanderer auch die Ehepartner und sonstige Familienmitglieder mit nichtjüdischem Hintergrund mit inbegriffen. Zum anderen war für einen Teil der Zuwanderer



**Abbildung 1:** Jüdische Gemeinden im Land Brandenburg heute. Grafik: M. Lyamets; Quellen: ZWST-Mitgliederstatistik 2019, Eigenschätzungen des Autors. Brandenburg-Karte von d-maps. [https://d-maps.com/carte.php?num\\_car=6200&lang=de](https://d-maps.com/carte.php?num_car=6200&lang=de)

die Aufnahme im Land Brandenburg nur eine ›Zwischenstation‹: Sie leben heute anderswo in Deutschland. Ein dritter Grund ist, dass ein Teil der Juden, die aus der früheren Sowjetunion nach Deutschland gekommen sind, sich als vollkommen unreligiös oder sogar atheistisch verstehen und daher kein Interesse an einer Gemeindefrauerschaft hegen.

So wie jede andere Religionsgemeinschaft auch benötigen die jüdischen Gemeinden in Deutschland natürlich auch Fachpersonal. Im idealen Fall hat eine jüdische Gemeinde einen Rabbiner, einen Kantor, einen Religionslehrer und möglichst auch noch einen Sozialarbeiter. Bei den meisten lokalen jüdischen Gemeinden in Brandenburg ist die Zahl der Mitglieder aktuell aber so niedrig, dass sie sich die Anstellung von Personal nicht leisten können. Die einzige jüdische Gemeinschaft in Brandenburg, die permanent über Rabbiner verfügt, ist Potsdam: Derzeit agieren hier Nachum Presman, der schon Mitte der 1990er Jahre aus Israel hierhergekommen ist, und Ariel Kirzon, ursprünglich aus der Ukraine stammend. Beide Rabbiner, die für unterschiedliche Gemeinden in Potsdam zuständig sind, sprechen Russisch und sind mit den biographischen Hintergründen ihrer Mitglieder, die fast durchweg aus dem Gebiet der früheren Sowjetunion kommen, bestens vertraut.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang zu vermerken, dass es seit Beginn des Millenniums an der Universität Potsdam auch eine Ausbildungsstätte für liberale Rabbiner gibt, das *Abraham-Geiger Kolleg*. Hier schreiben sich Studierende aus aller Welt ein, was den internationalen Ruf der Einrichtung stark gefestigt hat. Zu den eigentümlichen Konstellationen hierzulande gehört indes, dass sich sämtliche brandenburgische Gemeinden einem traditionell-orthodoxen Ritus verpflichtet fühlen. Die Absolventen und Absolventinnen des *Abraham-Geiger Kollegs* finden ihre Stellen daher außerhalb Brandenburgs, vorrangig in den alten Bundesländern.

Bedingt durch das deutliche demographische Wachstum der lokalen jüdischen Gemeinden in Deutschland seit den 1990er Jahren, ist inzwischen eine ganze Reihe von neuen Synagogen gebaut worden. Das Land Brandenburg ist an dieser Stelle noch nicht soweit. Allerdings gibt es eine ungewöhnliche Ausnahme: Im Jahr 2014 erwarb der Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Brandenburg die Schlosskirche am Schlossplatz in Cottbus, die von der evangelischen Kirche nicht mehr für Gottesdienste genutzt wurde, als Gebäude. Die Kirche wurde umgebaut und anschließend als Synagoge geweiht. Zwar erinnert der Sakralbau noch stark an seine ursprünglichen christlichen Wurzeln. Für die jüdische Gemeinde Cottbus, die immerhin um die 500 Mitglieder zählt, bildet sie gleichwohl ein wertvolles neues Zuhause.

**Abbildung 2:** Der Entwurf für die künftige Synagoge in Potsdam.  
Copyright: Haberland Architekten, Berlin



Langfristig gesehen, dürfte die jüdische Gemeinde in Potsdam die besten Chancen auf demographische Kontinuität im Land Brandenburg besitzen. Die Bemühungen um den Bau einer Synagoge in Potsdams Innenstadt kommen allmählich voran.

Hier hat die größte der fünf existierenden jüdischen Gemeinden rund 400 registrierte Mitglieder. Und hier arbeitet auch ein Jugendzentrum *Lifroach*, wobei der Begriff ›Jugendzentrum‹ ein sehr weites Spektrum von Altersgruppen umfasst – faktisch vom Kleinkind bis zum jungen Erwachsenen.

Aufgrund der relativ niedrigen Mitgliederzahlen in den jüdischen Gemeinden von Brandenburg kann jüdisches Leben derzeit objektiv – etwa verglichen mit Berlin, Frankfurt am Main oder München – nur in viel kleineren Formaten stattfinden. Got-

tesdienste finden zwar statt, in Potsdam auch regelmäßig und zumindest wöchentlich (am Schabbat). Selbstverständlich ist die jüdische kulturelle und intellektuelle Szene innerhalb der Gemeinschaft ebenfalls gefragt, sich einzubringen, gemeinsame Aktivitäten zu entwickeln. Dies geschieht teilweise unter dem Dach der Synagoge, teilweise auch außerhalb davon.

Kollektive Identität wird unter den russischsprachigen jüdischen Zuwanderern und ihren Kindern keineswegs nur am religiös praktizierten Judentum festgemacht. Viele von ihnen haben einen starken Bezug nicht nur zur jüdischen Tradition, sondern auch zu kulturellen Traditionen aus ihren Herkunftsländern, die sie weiterpflegen und im idealen Falle auch an die deutsche Aufnahmegesellschaft weitervermitteln wollen. Ein hervorragendes Beispiel hierfür ist das Potsdamer *Kultur-, Informations- und Bildungszentrum KIBUZ* gewesen, welches von 2003 bis 2019 in der Landeshauptstadt tätig war.<sup>9</sup> Der Mit-Begründer von *KIBUZ*, Nikolaj Epchteine, vormals selbst Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Potsdam e. V., hatte einst in einem Interview erklärt:

*»Ein beträchtlicher Teil unserer Leute ist im Sowjetstaat vollkommen säkular aufgewachsen, und wird auch hier in Deutschland nicht mehr religiös. Über die Gemeinden erreichen wir sie eher nicht. Ein Kulturzentrum bietet dagegen den idealen Ort, der verhindert, dass wir uns völlig aus den Augen verlieren.«<sup>10</sup>*

Nikolaj Epchteine bestätigt den Trend, dass sich ein zeitgenössisches jüdisches Selbstverständnis keineswegs ausschließlich an religiösem Judentum festmacht, sondern im Gegenteil für einen Teil der jüdischen Frauen und Männer heute – auch unabhängig von der Religion – mit anderen Bedeutungsfaktoren verbindet, wie etwa jiddischer Kunst und Kultur, historisch gewachsenen Traditionen, Intellektualismus oder auch Verbindungen zum Staat Israel. Im Falle der von russischsprachigen Juden und ihren Nachkommen in Deutschland (und anderswo) etablierten und unterhaltenen Kulturzentren verbindet sich das Interesse daran häufig auch mit einer Öffnung zur nicht-jüdischen Umwelt. So hat sich *KIBUZ* ausdrücklich als ein Ort verstanden, der jüdische Traditionen und russischsprachige Kultur zusammenführt, offen auch für einheimische deutsche Interessenten und für einen intensiven interkulturellen Austausch. Einen ähnlichen Ansatz wie *KIBUZ* verfolgt seit langem auch der Integrationsverein *Schtetl* im brandenburgischen Schöneiche, Landkreis Oder-Spree.

Durch ihre vergleichsweise geringe Zahl in Brandenburg spielen die zugewanderten russischsprachigen Juden eine weniger herausragende Rolle im öffentlichen Leben

als beispielsweise in Berlin. Auch in Bezug auf die zweite Generation kann nicht ausgeschlossen werden, dass ein Teil der jungen Menschen spätestens nach absolvierter Hochschulausbildung seine Zukunft eher in strukturstarken Städten und Regionen außerhalb Brandenburgs suchen wird. Zu den heute besonders schwer zu beantwortenden Fragen gehört, ob die neue Generation russischsprachig-kulturelle Traditionen der Eltern und Großeltern fortführen will und ob sie sich für das eigene Judentum so stark interessiert, dass sie es auch aktiv in Gemeinschaft pflegen will. Sollte letzteres in der zweiten Generation nur eine untergeordnete Rolle spielen, würden insbesondere die kleineren jüdischen Gemeinden in Brandenburg (wie anderswo in Deutschland) einer schwierigen Zukunft entgegensehen.

**Abbildung 3:** Rabbiner Daniel Naftoli Surovtsev und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Potsdam-Stadt bei einer Chanukka-Feier (2016). Foto: JG Potsdam



Signifikant für die zweite Generation der russischsprachigen jüdischen Zuwanderer ist auch in Brandenburg, dass hier keinerlei Sprachbarrieren mehr bestehen, die sozialen Netzwerke sehr heterogen ausfallen (keineswegs nur russischsprachig, sondern eher international), beruflicher Aufstiegsmobilität nichts im Wege steht, und, so gesehen, kein fortbestehender ›Integrationsbedarf‹ besteht. Insofern sind die jungen Frauen und Männer auch nicht von dem Dilemma ihrer Eltern betroffen, welche nach der Einwanderung nach Deutschland selten eine Chance erhielten, ihre hohen beruflichen Kompetenzen im jeweiligen Fachgebiet noch einmal intensiv zur Geltung zu bringen. Exemplarisch hierfür stehen die aus der früheren Sowjetunion immigrierten Fachärzte. Die berufliche Anerkennung blieb ihnen lange Zeit ebenso verwehrt wie fachspezifische Integrationskurse, welche für die gleiche Klientel in Israel bereits ab den 1990er Jahren angeboten wurden. Erst im Jahre 2008 kam ein erstes Förder-Pilot-

projekt zur Integration von zugewanderten Ärzten aus der früheren UdSSR in Brandenburg zustande – zu einem Zeitpunkt, als der Fachärzte-Mangel insbesondere in den ostdeutschen Flächenländern bereits akut war.<sup>11</sup>

#### Anmerkungen

1 Vgl. GÜNTER KEIL, Deutschland ist mein Lieblingsland, in: Sächsische Zeitung vom 9. Juni 2018.

2 GLÖCKNER 2010, S. 13.

3 Ebd.

4 Ebd., S. 109.

5 ZWST-Mitgliederstatistik der jüdischen Gemeinden und Landesverbände in Deutschland für das Jahr 2019; [https://www.zwst.org/medialibrary/service-information/ZWST-Mitgliederstatistik-](https://www.zwst.org/medialibrary/service-information/ZWST-Mitgliederstatistik-2019-Kurzversion.pdf)

[2019-Kurzversion.pdf](https://www.zwst.org/medialibrary/service-information/ZWST-Mitgliederstatistik-2019-Kurzversion.pdf) [zuletzt: 18. 09. 2020].

6 In Potsdam selbst war in den letzten Jahren ein starker Ausdifferenzierungsprozess zu verzeichnen, der dazu geführt hat, dass aktuell fünf vergleichsweise kleine jüdische Gemeinden in der Landeshauptstadt registriert sind: die *Jüdische Gemeinde Potsdam e.V.* (gegründet bereits 1991); die *Gesetzestreue Jüdische Landesgemeinde Brandenburg*, die *Synagogengemeinde Potsdam*, *Adass Israel zu Potsdam* und *Kehilat Israel*. Hinzu kommt die *Jüdische Studierenden- und Hochschulgemeinde Beth Hillel* an der Universität Potsdam.

7 Vgl. FÜGNER 2007, S. 104.

8 Vgl. ebd., S. 15.

9 Nach einer jahrelangen sehr erfolgreichen kulturellen Arbeit musste *KIBUZ* im Jahre 2019 seine Arbeit auf Grund finanzieller Engpässe einstellen.

10 GLÖCKNER 2010, S. 153.

11 *ORNIS-Infodienst*; <http://www.ornispress.de/mit-spaetaussiedlern-gegen-Aerztmangel.809.o.html?font=inc> [zuletzt: 18. 09. 2020].

## LITERATUR

- NADINE FÜGNER, Jüdische Zuwanderung im Land Brandenburg, Potsdam 2007.
- OLAF GLÖCKNER, Zuwanderung und Integration russischer Juden in Ostdeutschland, in: KARIN WEISS/HALA KINDELBERGER (Hgg.), Zuwanderung und Integration in den neuen Bundesländern. Zwischen Transferexistenz und Bildungserfolg, Freiburg 2007, S. 114–126.
- OLAF GLÖCKNER, Immigrated Russian Jewish Elites in Israel and Germany. Their Integration, Self Image and Role in Community Building, Diss., Potsdam 2010 [<https://publishup.uni-potsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/index/index/docId/4804>] [zuletzt: 31. 10. 2020].
- WOLFGANG WEISSLEDER, Der Neuaufbau jüdischer Gemeinden in Brandenburg ab 1991. Die ersten zehn Jahre, in: IRENE A. DIEKMANN (Hg.), Jüdisches Brandenburg. Geschichte und Gegenwart, Berlin 2008, S. 329–359.

**Olaf Glöckner** ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses-Mendelssohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam.